

Rolf Zerfaß

Gemeinde als Ort der Hoffnung

Eine Gemeinde, die den einzelnen wahrnimmt, ermutigt, in seine Freiheit hinein freigibt, ist ein Ort, an dem sich Gottes Herrschaft durchsetzt und wo deshalb Hoffnung aufkommen kann. Solche Gemeinden müssen unsere Gemeinden werden, indem sie sich an der Aufmerksamkeit Jesu gegenüber den Menschen und an seinem Umgangsstil orientieren und indem sie gerade auch dann und dort zu einem Ort der Hoffnung werden, wo menschliche Wünsche und Pläne an ein Ende gekommen sind: in Situationen der Ratlosigkeit, der Schuld, des Leides und des Todes. Wenn man mit Zerfaß diese Schritte mitgeht, wird einem verständlich, warum er in den letzten Thesen gegen zu viel Institutionalisierung und gegen eine basisferne „Pastoralplanung“ ankämpft. red

I. Die Fragestellung

Die Aufgabe, die dieses Thema uns stellt, besteht wohl darin, das große, leuchtende Wort „Hoffnung“ zu erden, d. h. einen Ort anzugeben, wo man dieser Hoffnung in unserem Alltag, gewissermaßen als Fußgänger, begegnen kann. Das ist eine nüchterne Aufgabe, und darum möchte ich meinen Ausgangspunkt auch bei einer Begegnung nehmen, die mir in Erinnerung geblieben ist, weil die Szenerie so nüchtern, ja geradezu ärmlich war.

Nach einem Priesterkurs in Erfurt 1976 machte ich einen kurzen Besuch bei Bischof Auferbeck. Als wir uns verabschiedeten, schenkte er mir ein Büchlein und schrieb als Widmung seinen Wappenspruch hinein: „In tribulatione et regno et patientia.“ Dieses Wort stammt vom Verfasser der Geheimen Offenbarung und lautet im Zusammenhang: Ich, Johannes, Euer Bruder und Gefährte in der Bedrängnis, in der Hoffnung auf das Reich und in der Geduld in Jesus (Offb 1, 9). Als ich durch die grauen Straßen von Erfurt zurückging, in bescheidene Schaufensterauslagen schaute, wußte ich auf einmal, was christliche Hoffnung meint: Solidarität in der Bedrängnis, in der Erwartung des Reiches

Gottes und im Durchhalten in Jesu Namen. Ich bin der Überzeugung, daß es nicht nur in dieser Stelle aus der Geheimen Offenbarung einen Zusammenhang zwischen Hoffnung und Bedrängnis gibt. Er ist fundamental. Nirgends ist die Hoffnung nötiger als dort, wo wir in die Enge geraten, in die Atemnot einer Krise, weil wir uns keinen Rat mehr wissen, den Überblick verloren haben, nur noch wissen, daß es so wie bisher nicht weitergehen kann. Und deshalb weiß ich keinen Beruf, für den die Hoffnung wichtiger ist, als den Beruf dessen, der mit menschlichen Krisen umzugehen hat: als Erzieher, als Therapeut, als Berater, als Seelsorger. Denn seine erste Aufgabe ist, dem Dunkel gegenüberzutreten, der Orientierungslosigkeit des anderen standzuhalten, ohne selber in Panik zu geraten. Die eigentliche Herausforderung besteht darin, ob diese Berufe angesichts der verfahrenen Situationen, mit denen sie täglich konfrontiert sind, sich selber und dem andern eine Perspektive der Hoffnung offen halten können.

Das bringt mich hinsichtlich unseres Themas auf die Frage: Ist es im Grunde eine therapeutische Rolle, die wir unseren Gemeinden zuschreiben, wenn wir sie als Ort der Hoffnung zu begreifen suchen? Das ist ja eine ungewöhnliche Perspektive; wir sind weit mehr gewohnt, sie als Glaubensgemeinschaft (congregatio fidelium) oder als Gemeinschaft brüderlicher, geschwisterlicher Liebe zu verstehen. Anders ausgedrückt: Sind es die charakteristischen Bedrängnisse dieser 80er Jahre, die Ratlosigkeit und Trauer, die uns als einzelne und als Gesellschaft befallen haben, weshalb wir nach der Gemeinde als einem Ort der Hoffnung Ausschau halten, als einem Raum, in dem man aufatmen, die Kräfte sammeln, hoffen lernen kann, als einem Milieu, in dem Hoffnung gegen alle Hoffnung lebt?

II. Worauf hoffen wir?

Wir müssen Norbert Lohfink¹ danken, daß er diese Frage mit großer Präzision gestellt und beantwortet hat: als Christen, als Glaubende, hoffen wir nicht auf etwas, das es noch

¹ N. Lohfink, Der Geschmack der Hoffnung, Mainz 1983.

nicht gibt oder vielleicht irgendwann einmal gibt. Wir hoffen darauf, daß sich unter uns durchsetzt, was es bereits wirklich gibt: Gottes Herrschaft mitten unter uns (Lk 17, 21), den Geist Gottes, der schon ausgegossen ist in unsere Herzen (Röm, 5, 5), die Herrlichkeit Gottes, die uns aufgeleuchtet ist auf dem Antlitz Jesu Christi und die wir nun mit unverstelltem Angesicht widerspiegeln dürfen (2 Kor 3, 18-4, 6).

Um es noch einmal der Reihe nach zu entwickeln (und ohne eine Zwischenstufe zu überspringen): Christliche Hoffnung ist nicht irgendein vager Optimismus, der irgendwie damit rechnet: „Es wird schon recht werden.“ Angesichts unserer sterbenden Wälder und angesichts ganzer vom Hungertod bedrohter Kontinente, angesichts von 8 Millionen Dollar Rüstungsausgaben pro Minute ist es einfach zynisch zu sagen: Es wird schon recht werden.

Christliche Hoffnung ist auch nicht eine Hoffnung auf Erlösung jenseits der gespenstischen Szene, die wir unsere Welt nennen, sondern darin identisch mit der Hoffnung Israels, daß sie mit Gottes Treue zu dieser unserer Erde rechnet: daß sich auf ihr Gerechtigkeit und Friede küssen (Ps 85, 11). Wir hoffen nicht, daß unsere Welt (oder wenigstens die Kirche) in ein himmlisches Jerusalem entrückt wird, sondern daß das neue Jerusalem, die neue Stadt, die neue Gesellschaft auf unsere Erde herabsteigt (Offb 21, 11).

Christliche Hoffnung unterscheidet sich aber darin von der Hoffnung Israels, daß wir dies alles nicht für einen fernen Tag Jahwes erwarten, sondern für heute und jetzt, in der Kraft des Geistes, der daran ist, mitten unter uns das Angesicht der Erde zu erneuern – unendlich mühsam, vielfältig behindert durch menschlichen Starrsinn, gesellschaftliche Interessen, kirchliche Ängste.

III. Impulse

Ich möchte nun in vier Thesen einige Ansatzpunkte benennen, konkrete Bereiche, auf die wir aufmerksam werden müssen, wenn unsere Gemeinden Orte christlicher Hoffnung werden sollen. Und für jeden dieser Ansatzpunkte wollen wir auch die Gefahrenzone markieren, den Stil, das Gehabe,

das die Hoffnung in unseren Gemeinden zu ersticken vermag. Denn zu unserem Leben als Christen gehört seit der Stunde unserer Taufe das Ja und das Nein, das Bekenntnis, wofür und wogegen wir sind. Den Geschmack der Hoffnung werden wir nur verkosten können um den Preis der Entscheidung, zu der uns Christus befreit hat.

1. Eine Gemeinde wird in dem Maß zu einem Ort der Hoffnung, als sie den einzelnen ernstnimmt, bei seinem Namen ruft, zu seiner Freiheit ermutigt.

Bei der Aufmerksamkeit für den einzelnen muß alles beginnen, und zwar aus einem doppelten Grund: erstens besteht die charakteristische Not des Menschen auch in der sogenannten freien Welt darin, daß er als einzelner austauschbar geworden ist, nichts gilt, genau um die Chance der Freiheit und Selbstverwirklichung betrogen wird, die ihm diese Gesellschaft verspricht. Diese Entfremdungserfahrung läßt ihn früher oder später am Sinn seiner Existenz zweifeln. Das ist die Grundfigur seiner Bedrängnis. Zweitens sind wir gerade als katholische Christen aufgrund unserer überlieferten Kirchenfrömmigkeit immer in der Gefahr, den einzelnen von vornherein dem Ganzen unterzuordnen, seine Freiheit sofort für das Wohl des Ganzen zu vereinnahmen und, wenn das nicht gelingt, als Egoismus zu verdächtigen. So sind wir geneigt, auch mit den biblischen Bildern vom „Leib“ und vom „Haus“ so gleich die Vorstellung zu verbinden, der einzelne sei ja nur ein „Glieder“ und nur ein „Stein“, obwohl es Paulus, wenn er diese Bilder braucht, nicht um die Unterordnung des einzelnen unter das Ganze geht, sondern um die wechselseitige Bedeutung der Glieder füreinander und um die Erbauung dieses Hauses aus den Steinen auf dem Fundament und Grundstein, der Jesus Christus heißt.

Wenn wir daher von der Gemeinde als einem Ort der Hoffnung sprechen, dürfen wir nicht so tun, als sei es die Gemeinde, die hofft. Nicht die Gemeinde hofft, glaubt, leidet, sondern die einzelnen Christen in der Gemeinde glauben, hoffen, werden gerettet oder gehen verloren. Nur dem einzelnen, nicht der Gemeinde kommt der Würdetitel des Subjekts zu! Nur die einzelnen sind Ebenbild Gottes,

nicht die Gemeinde². Wenn daher die einzelnen in der Gemeinde keine Hoffnung für sich entdecken können, ist auch die Gemeinde kein Ort der Hoffnung. Sie ist auch von Gott her nicht gedacht als ein Ort, an dem man hoffen sollte, sondern ein Ort, an dem man hoffen kann und zu hoffen lernt.

Das Beispiel Jesu

Auch Jesus hat ja Hoffnung nicht gefordert, sondern durch seine Art, die Gottesherrschaft anzukündigen, möglich gemacht. Er hat den Anbruch der Gottesherrschaft nicht abstrakt proklamiert, sondern sich den Leuten so aufmerksam zugewandt, daß sie erfahren konnten, was er unter dem Reich Gottes meint und daß es bereits hier und jetzt anbricht, so daß wir Hoffnung haben dürfen.

„Stell dich in die Mitte“, sagt er zu dem Mann mit der verdorrten Hand, „denn du gehörst in die Mitte, an die Stelle, wo sonst die Tora ihren Platz hat im Sabbatgottesdienst. Denn um deinetwillen ist die Tora da. Damit du aufatmen kannst, dazu gibt es den Sabbat.“ So geht dem Gelähmten „die Herrlichkeit Gottes auf dem Antlitz Christi“ (2 Kor 4, 3) auf, der ihn vom Rand in die Mitte der Gemeinde holt (Mk 3, 1–6). In dieser Sache ist Jesus ganz entschieden: „Der Sabbat ist für den Menschen da und nicht der Mensch für den Sabbat“ (Mk 2, 27). Darum können auch unsere Gemeinden nicht zu einem Ort der Hoffnung werden, wenn nicht klar ist, daß alles, was hier geschieht, für den Menschen da ist! Solange wir uns nur um eine Verlebendigung der Gemeinden mühen, weil wir eine erneuerte Kirche wollen, erfüllen wir noch nicht den Willen Gottes, denn der geht darauf, daß „den Armen die Frohe Botschaft verkündet wird, den Gefangenen die Freiheit, den Blinden das Augenlicht; daß die Gebrochenen in Freiheit entlassen und eine umfassende Amnestie im Namen Gottes ausgerufen wird“ (Lk 4, 18, im Anschluß an Jes 61, 1). Darum ist erst eine Gemeinde, die den einzelnen wahrnimmt, ermutigt, in seine Freiheit hinein freigibt, ein Ort, an dem sich Gottes Herrschaft durchsetzt und wo des-

² Damit soll nicht bestritten sein, daß die Gemeinde in dem Maß, als sie aus Beziehungen lebt, zu einem Abbild des dreifaltigen Gottes zu werden vermag; vgl. P. Weß, *Ihr alle seid Geschwister*, Mainz 1983, 62.

halb Hoffnung aufkeimen kann. „Du hast mehr Möglichkeiten, als du ahnst, ganz zu schweigen von den ungeahnten Möglichkeiten Gottes mit dir!“ Wenn jemandem, der auf die Gemeinde trifft, dieses Klima entgegenkommt, begegnet ihm die Güte und Menschenfreundlichkeit Gottes, er verläßt sein Versteck wie Zachäus den Baum, beglückt darüber, wie Gott ihn sieht und welche unentdeckten Wachstumschancen er hat, welche Zukunft! Denn Wachsen heißt, sich seiner Möglichkeiten bewußt werden. Und darum heißt Hoffen: Gespanntsein auf das, was Gott mit mir vor hat: der Gott, der getreu ist und vollenden will, was er in uns begonnen hat.

Wenn wir freilich Freiheit sagen, müssen wir auch Freiheit meinen, d. h. Spontaneität, unfrisierte Gedanken, unterschiedliche Optionen, Umwege, auch Konflikte. Vor allem ist Freiheit nicht halbierbar. Wir können nicht die Frohbotschaft von der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes proklamieren und sicherheits halber auch ein gutes Quantum Gesetz und Angst und Einschüchterung; ein bißchen Vertrauen und vorsichtshalber eine gesunde Portion Mißtrauen, Kontrolle und Druck, ein bißchen Mitverantwortung aller, aber aus pastoraler Klugheit in allen entscheidenden Fragen alle Kompetenz bei denen, die schließlich die Verantwortung tragen; so können unsere Gemeinden niemals Orte der Hoffnung werden, so werden sie mit Sicherheit zu Orten eines tiefen, bösartigen Schmerzes, eines Ärgernisses und einer Enttäuschung, die mit der Hoffnung auch den Glauben tötet.

Enttäuschte Hoffnungen

Ich denke, an dieser Stelle stoßen wir auf eine erste Quelle enttäuschter Hoffnungen in unseren Gemeinden. Ich möchte schon lange einmal eine Befragung ehemaliger Pfarrgemeinderäte und Ehrenamtlicher durchführen, die zu ermitteln versucht, wie sie im Rückblick ihr Engagement von damals beurteilen³. Ich rechne mit manchen positiven Rückmeldungen, aber auch mit zwei negativen Antworten, die uns zu den-

³ Vgl. R. Sanders – J. Voß, Eine Umfrage unter Pfarrgemeinderäten in der Seelsorgeregion Ruhrgebiet-Ost, in: *Diakonia* 14 (1983), 287–290.

ken geben müssen. Mit der Enttäuschung darüber, nur gebraucht, aber als Person nicht wahrgenommen worden zu sein, nicht in dem, was man war und tat, sondern nur in dem, was noch hätte geschehen sollen. Dieser instrumentelle Mißbrauch von „Mitarbeitern“ – ein Wort, das wir viel zu unbesehen aus der modernen Arbeitswelt in unsere Gemeinden übernommen haben – ist gegen die Substanz der Gemeinde: sie ist keine Arbeitsgemeinschaft, sondern eine Lebensgemeinschaft! Hier zählen nicht Output oder Umsatz – hier zählen Gesichter! Ich rechne zweitens mit einem gerüttelten Maß von Enttäuschung darüber, daß fast jede Initiative, jede einigermaßen originelle Idee bereits im Vorfeld als Betriebsstörung entlarvt und durch langatmige Debatten oder passiven Widerstand in die Knie gezwungen wurde. Wie viele Pfarrgemeinderäte haben nach einer Wahlperiode das Handtuch geworfen? Und wen wundert es, daß inzwischen, 10 oder 15 Jahre danach, die Gremien, die einmal als Orte der Animation und der Rückkoppelung von Basisinitiativen begonnen hatten, zu Einrichtungen verkommen sind, in denen vor allem aufgepaßt wird, daß nichts passiert? Und dann wundert man sich, wenn die Menschen in eine Gemeinde wechseln, in der sie sich ernstgenommen fühlen, und beschimpft solche Gemeinden als „Elitopfarreien“.

Gemeinden können nicht zu einem Ort der Hoffnung werden, solange nur „Mitsorge“ und „Mitdenken“ erlaubt sind (eine delikate, verräterische Wortbildung aus dem kirchlichen Führungsjargon), statt miteinander denken und miteinander entscheiden, miteinander verantworten und sogar miteinander Fehler machen⁴!

Auch damit rechnet der liebe Gott. Denn er will seine Herrlichkeit in unserer Freiheit aufleuchten lassen, unserer Vitalität!

Irenäus von Lyon hat es in klassischer Kürze gesagt: „Die Ehre Gottes ist der lebendige Mensch“ (Gloria dei vivens homo). Gott kommt darin zu seiner Ehre, daß wir lebendig werden, so wie wir zum Leben kommen dadurch, daß wir ihm begegnen (vita autem hominis visio dei). Das Seufzen der Kreatur (Röm 8, 22) ist die Mühsal des Geburtsvor-

⁴ Vgl. P. Weß, a. a. O. 115f.

ganges, in dem solche Freiheit geboren wird: es meint die Wehen, in denen wir stecken. Wir sind die Frau, die in ihren Wehen schreit. Und jeden Tag gibt es unter uns auch das erleichterte Aufatmen, das Vergessen der Not „aus Freude, daß ein Mensch zur Welt gekommen ist“ (Joh 16, 21).

Unsere Gemeinden sind in dem Maß ein Ort der Hoffnung, als sie ein Ort der Menschwerdung sind.

2. Eine Gemeinde wird in dem Maß zu einem Ort der Hoffnung, als sie Gemeinde wird.

Mit dieser zweiten These wird nicht das Gegenteil von dem behauptet, was die erste sagt, sondern ein anderer Ansatzpunkt benannt, um zu demselben Ziel zu kommen. Die erste und die zweite These verhalten sich zueinander wie zwei Seiten einer Medaille; denn Menschwerdung kann keiner für sich allein in Szene setzen – Menschen können wir nur werden, wenn wir von anderen ins Menschsein hineingerufen und zur Menschwerdung befreit werden.

Eine Gemeinde wird in dem Maß zu einem Ort der Menschwerdung (und deshalb zu einem Ort, an dem sich der Wille Gottes durchsetzt und deshalb zu einem Ort der Hoffnung), als die Aufmerksamkeit Jesu, der Umgangstil Jesu in ihr zu einer Leitlinie werden, an der sich alle zu orientieren versuchen. Die „Freiheit der Kinder Gottes“ (Röm 8, 21) steht nicht in den Sternen, sondern sie wird hier unter uns gewagt, oder es gibt sie überhaupt nicht. Sie steht nicht in den Sternen, denn wo immer wir diese Freiheit wagen, d. h. wo immer wir uns in der Weise aufeinander einlassen, wie Jesus sich auf uns eingelassen hat, beginnt es in dieser Welt hell zu werden, weil wir „mitten in einer verdorbenen und verwirrten Generation leuchten wie die Sterne am Firmament“ (Phil 2, 5; Dan 12). Dann wird eine Gemeinde zu etwas, was man nicht mehr übersehen kann – so wenig wie eine Stadt auf dem Berg und ein Licht auf dem Leuchter. Nicht der einzelne ist das Licht, sondern die Gemeinde, das Milieu, das neue Klima: „Ihr seid das Licht der Welt“ (Mt 5, 14). Jesus spricht im Plural: „So soll euer Licht vor den Menschen leuchten, damit sie eure guten Werke sehen und euern Vater im Himmel preisen“ (Mt 5,

16). Diese guten Werke kann man nämlich nicht allein tun, nur zusammen; und darin besteht das Wunder, daß Menschen sich zusammentun können, ohne sich zu beschädigen, sondern in der Weise, daß einer den andern zu seinen verborgenen Möglichkeiten befreit. Das hängt damit zusammen, daß nicht mehr einer über den andern herrscht, weil hier Gott herrscht, d. h. die Liebe herrscht. So kommt eine Gemeinde ins Gerede, so wird sie zu einem Ort der Hoffnung für die, die zu ihr gehören und für die draußen.

Ein neuer Umgangsstil

Und so müßte man ins Detail gehen und beschreiben, was sich ändert, wenn wir den Umgangsstil Jesu wagen: wie dann Männer und Frauen miteinander umgehen, wie sich das Verhältnis von Kindern und Erwachsenen, von Gesunden und Kranken, von Gemeindegliedern und Fremden ändert⁵. Es entwickelt sich eine neue Art, mit dem Eigentum umzugehen, und man entdeckt, daß man durch Teilen nicht ärmer wird, sondern reicher, weil einer allein durch seinen Gebrauch den Reichtum der Dinge gar nicht ausschöpfen kann. Es beginnt eine neue Art, die Welt zu verstehen und mit ihr umzugehen: im Gespräch miteinander wird man auf mehr Zusammenhänge aufmerksam, wird bewußter und selbstbewußter, politisch wacher und mutiger. Es entwickelt sich eine neue Art, mit dem Evangelium umzugehen: weil man so lebt, wie das Evangelium es nahelegt, entdeckt man überhaupt erst, wovon das Evangelium redet; und weil jeder lebendig wird und Lust am Leben bekommt, hat auch jeder etwas zum Evangelium zu sagen, alle sind Lehrer und alle sind Schüler – die Sprachlosigkeit, der Analphabetismus im Glauben kommt an ein Ende⁶. Es erwacht ein neues Selbstbewußtsein: die „Autonomie der Freiheit“. Man ist auf einmal nicht

⁵ Vgl. die Anleitung, die ich zur Erarbeitung dieses Profils mit der Gemeinde bereitgestellt habe, in: *N. Mette* (Hrsg.), *Wie wir Gemeinde wurden. Lernerfahrungen und Erneuerungsprozesse in der Volkskirche, Düsseldorf 1982*, 16–23.

⁶ Vgl. dazu die Erfahrungen in Ibbenbüren, beschrieben in: *B. Honsel*, *Der rote Punkt, Düsseldorf 1983*, und bei *R. Zerfuß* (Hrsg.), *Mit der Gemeinde predigen, Würzburg 1982*, 51–53. – Aus Lateinamerika jetzt vor allem *C. Mesters*, *Vom Leben zur Bibel – von der Bibel zum Leben*, 2 Bde., 1983.

mehr auf pastorale Mitteilungen und Handreichungen angewiesen. Man findet und verfolgt seine eigenen Themen und erkämpft notfalls auch, daß das Subsidiaritätsprinzip, das die Kirche der Gesellschaft so gut zu predigen versteht, auch in ihr selber zur Geltung kommt. Man legt einen gemeinsamen Weg im Glauben zurück und lernt die eigene Geschichte der Gemeinde als einen Weg aus der Knechtschaft in die Freiheit zu sehen. (In der Kirche Maria Königin in München/Baldham werden die biblischen Motive, die sich die Gemeinde im Lauf der Jahre erarbeitet, fortlaufend von einem Künstler an der Holzdecke angebracht.) Es entsteht schließlich eine neue Freiheit zu spielen, zu feiern, zu tanzen – auch in der Liturgie⁷, und nicht nur in Afrika –, Gott zu preisen mitten im Feuerofen. Es gibt nicht mehr nur einen Kirchenchor, sondern viele Spielleute Gottes, die das neue Lied vom Leben singen, das Lied von der Auferstehung. Mit Zimbeln und Pauken und allem, was Odem hat! Und es wächst schließlich eine neue Verbindlichkeit füreinander, d. h. eine neue geschwisterliche Verantwortung, weil eine Gemeinde, in der sich Gottes Herrlichkeit offenbart, auch seine Treue und Verlässlichkeit zur Erfahrung bringt, indem wir uns aufeinander verlassen können: „Ich will euch Hoffnung und Zukunft geben“ (Jer 29, 11).

Angst vor Bindung

Welches sind die Hauptgefahren an diesem Weg? Ich will nur eine (die wichtigste) nennen: die Angst, wir könnten unsere Freiheit verlieren, indem wir uns so konkret an eine Gemeinde binden. Natürlich werden tausend andere Möglichkeiten ausgeschlossen, sobald ich mich für eine entschieden habe, und deshalb erwacht die Angst, wir seien zu wenige, zu wenig profiliert, es dauerte zu lange und kostete zuviel Einsatz – kurz, mit diesen Leuten ginge es nicht.

Hier heißt es wachsam sein! Denn die Angst vor der Verbindlichkeit ist in Wahrheit die Angst, Basis zu bilden, unten zu sein! „Achtet auf euch, Brüder! Es gibt unter uns nicht viele, die nach den Maßstäben der Gesellschaft kompetent sind, einflußreich oder in gehobenen Kreisen verkehren, sondern das

⁷ *Honsel*, a. a. O., 151–159.

Türliche in der Welt hat Gott erwählt, um die Weisen zuschanden zu machen, das Schwache, das Niedrige und Verachtete, um das zu-nichte zu machen, was etwas ist“ (1 Kor 1, 26f.).

Wenn mich etwas an der lateinamerikanischen Basisbewegung fasziniert, so ist es die geradezu ehrfürchtige Liebe zum Volk, die unter denen aufgebrochen ist, die sich auf das Volk einzulassen begonnen haben – ohne pastorale Herablassung, vielmehr mit wachsender Neugier, Bereitschaft, von den Leuten zu lernen, wie sie leben, was sie denken, was sie erhoffen. Wenn christliche Hoffnung sich nicht nach etwas ausstreckt, was es überhaupt noch nicht gibt, sondern gespannt ist auf das, was sich hier und jetzt durchsetzen möchte, gibt es das unverbindliche Streuen nicht mehr, sondern dann ist, in der Nachfolge Jesu, die Inkarnation an der Reihe, die „Fleischwerdung“; dann heißt es sich einlassen auf das Hier und Jetzt, sich verbinden mit denen, die Gott mir über den Weg geschickt hat, daß sie meine Freunde und meine Geschwister werden. Es sind Menschen: Kinder (Janus Korczak: Ein Kind wird nicht erst ein Mensch, es ist schon einer!), Familien (vielleicht ein wenig bieder, noch zu sehr auf den Vorgarten fixiert), Rentner (vielleicht ein bißchen redselig, aber auch pffiffig, tapfer, nüchtern geworden), Frauen, die nur deshalb reserviert sind, weil niemand außerhalb der engsten Familie sich bisher dafür interessierte, was ihnen durch den Kopf geht, wie sie urteilen, worauf sie hoffen. Wieviel Lebenserfahrung, wieviel Glaubenserfahrung, wieviel Mutterwitz, wieviel Aufmerksamkeit sind uns zuge-dacht, uns Hoffnung zu machen, wenn wir uns erst verbindlich aufeinander einlassen! Billiger sind Menschwerdung, Selbstfindung, Selbstverwirklichung nicht zu haben! „Ehe ist ein Weg nicht in die Breite, sondern in die Tiefe“ (Walter Dirks). Gerade die schmerzliche Erfahrung der Grenzen enthält eine Wachstumschance, die nur dem zuteil werden kann, der nicht flieht, sondern der Grenze standhält. Darum werden Gemeinden in dem Maß zu einem Ort der Hoffnung, als sie Gemeinden werden, d. h. Räume, in denen Menschen sich in Gottes Namen konkret, wechselseitig und verbindlich

aufeinander einlassen. Hier sind nicht An-mutungen gefragt, sondern Entscheidungen. Sind wir basisfähig? Sind wir basiswillig? Dann müssen wir dazu stehen, daß unser Gott ein Gott der kleinen Leute ist⁸. Im Hoff-nungslied des Magnificats bekennen wir das in jeder Abendvesper. Der Blick christlicher Hoffnung ist nicht nach oben gerichtet, auf die Großen, auf das, was denen wohl an gu-ten Worten für uns einfallen mag, sondern nach unten, wo es keimt und wächst. Das Senfkorn, die Ähre, der Weinstock, sie alle wachsen von unten nach oben. Die oben sind deshalb nicht abgeschrieben. Aber die Wei-se, wie eine christliche Gemeinde ihrer ge-denkt, ist die Fürbitte. Sie setzt nicht ihre Hoffnung auf sie. Denn: „Die Glut kommt von unten“, sagt ein Büchlein mit Gebeten aus den Gemeinden Lateinamerikas⁹.

Wir werden nur basisfähig, wenn wir das, was in der Optik dieser Welt klein, unbedeu-tend, einflußlos und unwichtig ist, im Glau-ben als den Raum zu sehen lernen, in dem verborgen Gottes Herrschaft unter uns an-bricht. Wenn wir basiskirchlich arbeiten wollen, müssen wir dazu stehen, daß unser Leben „mit Christus verborgen ist in Gott“ (Kol 3, 3). Christliche Hoffnung entzündet sich an dem, was Gott im Verborgenen sieht (Mt 6, 4) und wirkt. „Was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat, was keinem Men-schen je in den Sinn gekommen ist, hat Gott denen bereitet, die ihn lieben“ (1 Kor 2, 9), und zwar jetzt.

3. Eine Gemeinde wird in dem Maß zu einem Ort der Hoffnung, als sie angstfrei dem Offenen zu begegnen wagt, d. h. sich den wirklichen Aporien des Lebens stellt.

Die christliche Hoffnung hat zwei weltliche Schwestern: das Wünschen und das Planen. Wo immer wir von Hoffnung sprechen, sit-zen sie mit im Boot, und es ist nur eine Frage der Zeit, wann sie auch einmal ans Ruder wollen. Vom Planen soll in der letzten These die Rede sein; hier geht es zunächst um die Wünsche.

⁸ Vgl. L. Maldonado, Die Kirche auf der Suche nach ihrer Basis, in: Diakonia 14 (1983), 388–397.

⁹ Die Glut kommt von unten. Texte einer Theologie aus der eigenen Erde (Brasilien), zusammengestellt von H. Brandt, Düsseldorf 1981.

Ich denke, es ist ganz normal und zu erwarten, daß in einer Gemeinde mit der Hoffnung die ganze weite Welt menschlicher Sehnsüchte und Wünsche erwacht, sind sie doch nur eine andere Seite unseres Hungers nach Leben, und wo das Lied vom Leben gesungen wird, wachen unsere Wünsche auf. Aber die wirklich befreiende Macht und die Menschenfreundlichkeit unseres Gottes kommt gerade darin zum Ausdruck, daß sie uns ermächtigt, mit dieser unten, in der Tiefe, an der Basis aufbrechenden Gewalt der Wünsche frei und reif umzugehen, d. h. zu unterscheiden zwischen wahren und künstlich aufgeschwatzten Bedürfnissen, zwischen infantilen Besitzansprüchen und reifen, interpersonal verantworteten Erwartungen, die wir aneinander haben können, zu unterscheiden zwischen dem Weihnachtsmann und dem lieben Gott.

Die Hoffnungen, die sich auf den Weihnachtsmann richten, gehen darauf, daß er genau das im Sack hat, was wir im voraus auf unseren Wunschzettel geschrieben haben. Die Hoffnung, die sich auf Gott richtet, geht darauf, daß er treu ist, was immer das Leben „im Sack hat“. „Gott ist getreu; er wird nicht zulassen, daß ihr über eure Kräfte hinaus versucht werdet. Er wird euch in der Versuchung einen Ausweg schaffen, so daß ihr bestehen könnt“ (1 Kor 10, 13).

Vom Aushalten . . .

Darum ist die Gemeinde nicht nur solange ein Ort der Hoffnung, als sich in ihr menschliche Grundbedürfnisse erfüllen, sondern gerade dann und dort, wo menschliche Wünsche und Pläne manifest an ein Ende gekommen sind: in den Situationen kompletter Ratlosigkeit, im Trümmerfeld schwerer persönlicher Schuld, in der verzweifelten Ohnmacht gegenüber dem Tod. Die Gemeinde als Ort der Hoffnung ist genau dann gefordert, wenn es zum Heulen ist, zum Davonlaufen. Und ihr erster und entscheidender Dienst besteht darin, nicht davonzulaufen, sondern dem Dunkel standzuhalten und so auch den, der in Panik geraten ist, dazu zu befreien, daß er dem Dunkel standhält. Wenn z. B. manche Gemeinden trotz ihrer manifest autoritären Struktur und weltfremden Sprache bis heute eine tiefe Resonanz im

Volk haben, hängt dies ohne Zweifel mit der Solidarität zusammen, die sie den Leidenden, den Trauernden und den Schuldig gewordenen gewährt haben und gewähren. Und genau an dieser Stelle beobachte ich in sog. modernen Pfarreien ein Defizit, das mit Betriebsamkeit nicht zu kompensieren ist. Wo ist in unseren erneuerten Gottesdiensten Raum für die Klage? Sie ist aus unserer Liturgie und aus unseren Gemeinden ausgewandert – in die Lyrik, in den Folk-Song¹⁰. Welche Solidarität mit den Trauernden kam im alten Requiem, in der Melodie der Sequenz und in den schwarzen Trauergewändern zum Ausdruck! In Amerika hat man mir erzählt, daß nach der Ermordung Kennedys die gesamte Nation sich in diesen Melodien fand. Eine Gemeinde, in der die Klage keinen Raum mehr hat, ist auch kein Ort wirklicher Hoffnung mehr; ihre vorchnellen Osterlieder erwecken vielmehr den Verdacht, daß hier nur die kirchliche Variante gesellschaftlicher Todesverdrängung im Spiel ist. Was haben wir uns bisher einfallen lassen anstelle der alten Gebetswache im Totenhaus, anstelle des Rosenkranzes zwischen Tod und Beerdigung, anstelle des Brauchs, daß die Nachbarn den Sarg zum Grab tragen? Gemeinde kann nur ein Ort der Hoffnung sein, wenn wir einander genau in den eigentlichen Aporien des Lebens nicht aus dem Weg gehen, sondern beistehen „als Gefährten in der Bedrängnis, in der Hoffnung auf das Reich und in der Geduld in Jesus“ (Offb 1, 9).

. . . in Ohnmachtserfahrungen

Dazu gehören auch die großen Ohnmachtserfahrungen unserer Gesellschaft. Wer immer sich mit der tödlichen Zirkelstruktur von Hochrüstung, Umweltzerstörung, Arbeitsmarktpolitik und Verelendung der Dritten Welt beschäftigt, kennt die Gefühle der Ohnmacht und Ratlosigkeit, die gefühlsmäßige und intellektuelle Lähmung, die uns angesichts dieser zentralen Überlebensfragen befallen: nicht einmal unser guter Wille zur Umkehr taugt mehr, weil jeder Vorschlag paralyisiert wird durch die schädli-

¹⁰ O. Fuchs, Die Klage als Gebet. Eine theologische Besinnung am Beispiel des Psalms 22, Düsseldorf 1982.

chen Folgen, die er in einem anderen Bereich des unüberschaubar gewordenen Gesamtsystems auslösen würde. Wie gehen unsere Gemeinden mit dieser Erfahrung um? Ich denke, der eigentliche Skandal besteht darin, daß diese Fragen in unseren Gemeinden überhaupt kein Thema sind, daß sie allenfalls als Aufhänger für die Sonntagspredigt verschlissen werden in der dümmlichen Annahme, man brauche nur so ein Reizwort zu nennen und schon würde das alte Evangelium aktuell und plausibel. Das ist aber nicht die Solidarität mit der „Angst und Trauer der Menschen von heute“, wie sie das Konzil verstand. Über die Grünen zu witzeln und allenfalls jungen Leuten eine Antikriegsdemonstration einzuräumen, ist zu wenig für eine Gemeinde, die ein Ort der Hoffnung sein will, weil sie die elementaren Ängste überhaupt nicht an sich heranläßt, die viele sensible Zeitgenossen plagen und die sie im Rahmen der Gemeinde auch gar nicht mehr anzumelden wagen, weil sie wissen, wie taub und stumpf kirchliches Milieu für alles sein kann, was sich nicht in den traditionellen Formeln der religiösen Sprache als hoffähig ausweisen kann. Natürlich ist der einzelne Prediger überfordert, zu diesen Überlebensfragen der Menschheit etwas Vernünftiges, gar Weiterführendes zu sagen; aber wo steht geschrieben, daß uns nur die Fragen etwas angehen, zu denen wir etwas zu sagen haben? Gehen sie uns nicht vielmehr gerade dann an, wenn es uns die Sprache verschlägt? Können wir sie dann nicht wenigstens mit unseren Zeitgenossen ausleiden, in das Schweigen der Nacht des Gründonnerstags und der Heiligen Stunde hineinnehmen?

Unser Glaube an die Auferstehung Jesu und das ewige Leben dispensiert uns nicht vom Widerstand gegen den gesellschaftlich verordneten Tod. Denn Jesus hat den Tod nicht gesucht und gewollt, sondern in seinem Ringen um das, was wahres Leben genannt zu werden verdient, in Kauf genommen und erlitten. Jesus hat sich den Tod geholt beim Versuch, die Herrlichkeit Gottes unter uns sichtbar werden zu lassen – gegen den Geltungsanspruch jener gesellschaftlichen, religiösen und politischen Kräfte, die Gott nur brauchten, um ihr System zu stabilisieren.

Darum ist Jesus keineswegs einem Justizirrtum zum Opfer gefallen – in dem Sinn, daß er für die falsche Sache gestorben wäre. Seine Gegner haben ihn genau verstanden. Es ging um die Frage, wer Gott ist, ob er in letzter Konsequenz ein Freund der Menschen und ein Liebhaber des Lebens ist (Weish 11, 21). Das ist der Grund, weshalb wir dem von Menschen über Menschen verhängten Tod im Namen Jesu Widerstand entgegensetzen müssen, auch mitten in der Finsternis und dem Todesschatten (Mt 4, 16), in denen wir uns vorfinden. Daß Jesus von Gott nicht im Stich gelassen, sondern aus dem Tod erweckt wurde (Apg 2, 21), ermutigt uns, in unser Dunkel hier und jetzt einzusteigen mit einer Hoffnung gegen alle Hoffnung (Röm 5, 2).

4. Eine Gemeinde wird in dem Maß zu einem Ort der Hoffnung, als sie lernt, im Heute Gottes zu leben.

Diese These geht paradoxerweise zusammen mit der eben reklamierten Verantwortung gegenüber unserer Zukunft. Denn nicht nur fahrlässiger Energieverschleiß und skrupelloser Konsum auf Kosten der Dritten Welt und der nächstfolgenden Generation haben selbstmörderische Züge; auch die Sorge um die Zukunft kann uns umbringen. Ein Ort der Hoffnung kann darum eine Gemeinde nur werden in dem Maß, als sie glaubt, was Johannes XXIII. – wahrhaftig einer der weitblickendsten und mutigsten Männer unseres Jahrhunderts – einmal geschrieben hat: „Der Herr wird denen entgegenkommen, die ihre Pflicht tun in Ruhe, Würde und Geduld, ohne sich den Kopf heiß zu machen über die Dinge, die morgen oder in Zukunft geschehen sollen.“ Aber unser Kopf schwirrt längst, lieber heiliger Johannes, werden wir sagen. Weil ihr nicht mehr mit dem Entgegenkommen des Herrn rechnet, wird er uns antworten. Ihr rechnet nicht mit dem Entgegenkommen Gottes in dem Sinn, daß er uns wohl will und in der Geschichte der Menschheit seine eigenen Überraschungen und Initiativen einzubringen vermag. Und ihr rechnet nicht mehr mit dem Entgegenkommen des Herrn im Sinne der Wiederkunft Christi, ihr rechnet nicht mehr mit dem Ende der Zeit, dem Abbruch eurer Geschichte.

Pastorale Planung als gefährliche Zauberformel

J. B. Metz¹¹ hat darauf aufmerksam gemacht, wieviel theologischer Scharfsinn darauf verwendet worden ist, zu rechtfertigen, warum Jesus nicht wiedergekommen ist und warum mit seiner Wiederkunft auch sobald nicht zu rechnen ist – statt daß wir als seine Jünger eine Praxis wagten, die in Wort und Tat seine Verheißungen einklagt und seine Wiederkunft erbittet. Wir sind, sagt Metz, behext vom Mythos des modernen Bewußtseins, das sich Zeit nur als unendliche Gerade vorstellen kann, in die wir unsere Fortschritte eintragen und von der her wir unsere ungeheueren Planungsmanöver rechtfertigen, statt im Wissen um das Ende der Zeit im Heute Gottes zu leben. Es gibt eine böse Zauberformel, mit der dieses säkularisierte, gottlose Zeitbewußtsein unsere Gemeinden behext und ihnen in praxi die christliche Hoffnung ausredet. Ich meine die pastorale Planung, die der Hoffnung längst das Ruder aus der Hand genommen hat. Bischofskonferenzen, Diözesanpastoralräte, Ordinariate planen wie verrückt, d. h. in der gänzlich unrealistischen und theologisch durch nichts zu rechtfertigenden Annahme, sie seien dazu da, für die Gemeinden zu denken, wie man sie mit Jahresthemen und Medienpaketen versorgen und möglichst lange ohne Priester über Wasser halten könne, damit nur ja niemand an der Basis selber auf den Gedanken kommt, sich darüber Gedanken zu machen, was hier und heute wirklich an der Reihe wäre. Dabei verknüpfen sich die alten kirchlichen Vorbereitungsphasen auf die großen Feste mit den neuen technokratischen Planungsallüren zu einem Netz, das jede Hoffnung erstickt: das Leben unserer Gemeinden gerät zu einem Nachvollzug dessen, was in den Terminkalendern der Hauptamtlichen vorprogrammiert ist. Der Heilige Geist hat nicht mehr die geringste Chance für einen Einfall, denn er findet uns vollauf damit beschäftigt, seinen nächsten programmierten Auftritt vorzubereiten.

Ich weiß natürlich, daß es aus einer hochkomplexen Gesellschaft wie der unseren keinen Weg zurück gibt in die bäuerliche

¹¹ J. B. Metz, Glaube in Geschichte und Gesellschaft, Düsseldorf 1977, 149–158.

Welt von Galiläa oder von Solentiname. Aber ich möchte doch angesichts des wachsenden kirchlichen Planungsapparats fragen dürfen, wie der mit der Sorglosigkeit zusammengeht, die nach der Bergpredigt zur Substanz der Nachfolge Jesu gehört. Ob Jesus nicht angesichts der ungeheueren kirchlichen Papierproduktion seufzen würde: Um all das sorgen sich die Heiden. Euer Vater im Himmel weiß, daß ihr das braucht. Sorgt euch darum zuerst um das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit – und zwar hier und jetzt –, alles andere wird euch nachgeworfen (Mt 6, 33).

Um es nochmals auf eine ganz einfache Ebene im Gemeindeleben anzuwenden, wo sich m. E. in fataler Weise infantile Wünsche mit neuem pastoralem Planungsmanagement verbinden: Wir sind ständig dabei vorzubereiten, schüren Vorfreude, heizen Erwartungen an für den großen Tag, wenn das Christkind kommt, wenn der liebe Heiland kommt, wenn der Bischof kommt und wenn der Heilige Geist in besonderer Weise kommt (nachdem er schon einmal in besonderer Weise bei der Taufe gekommen ist). Und ist der große Tag vorbei, schütteln wir uns einmal kräftig und stürzen uns in die Vorbereitung mit der nächsten Gruppe auf den nächsten großen Tag. Erstkommunionkinder, Brautpaare wachsen so schnell nach, daß wir uns die geheime Hoffnungslosigkeit erst gar nicht einzugestehen brauchen, die uns ob dieses Treibens alle Jahre wieder den Rücken hinaufkriecht. Ist Jesus dazu gestorben, daß sich dieses kirchliche Karussell dreht? Ich kann es mir nicht vorstellen. Eine christliche Gemeinde, die ein Ort der Hoffnung sein will, darf nicht alle Jahre wieder Ostern vom Nullpunkt aus feiern, als sei voriges Jahr Ostern nicht gewesen, als sei sie an der Auferstehungsbotschaft des Vorjahres nicht gereift und gewachsen und habe nicht eine gemeinsame Geschichte seither zurückgelegt. Und sie darf auch nicht so tun, als sei Gottes Herrlichkeit erst demnächst wieder am Werk. Stirb nicht im Warteraum der Zukunft! Dieses Wort von H. Cox¹² gilt auch der christlichen Gemeinde: Stirb nicht im Warteraum der Zukunft! Deine Hoffnung geht

¹² H. Cox, Stirb nicht im Warteraum der Zukunft, Düsseldorf 1968.

nicht auf etwas, was es erst demnächst gibt, sondern auf das, was jetzt und hier zum Durchbruch kommen will: jetzt oder überhaupt nicht! Der Heilige Geist kommt nicht erst mit dem Bischof, sondern schon in dieser Firmrunde, in der wir miteinander über das Leben nachdenken; diese Stunde des Gesprächs ist nicht nur Vorbereitung, sondern schon die Sache selbst: Gemeinschaft des Glaubens, Erfahrung der Brüderlichkeit, wie sie der Geist stiftet. Wenn er sich jetzt nicht als schöpferisch und wirksam erweist, hat auch das Firmsakrament seinen Sinn verloren: es würde zu einem heiligen Zeichen für das, was es im Alltag nicht gibt. Wenn es darum den Geist gibt, der daran ist, das Angesicht der Erde zu erneuern, dann ist jetzt die Stunde des Geistes, die Stunde der Offenbarung seiner Herrlichkeit. Der Prozeß selbst ist das Ziel. Heute, wenn ihr meine Stimme hört, verhärtet eure Herzen nicht (Ps 95, 7).

IV. Schlußbemerkung

Ich rechne damit, daß es noch andere Bereiche gemeindlichen Lebens gibt, die ebenso fruchtbare Ansatzpunkte dazu bieten, daß unsere Gemeinden Orte der Hoffnung werden. Ich denke etwa an den Zusammenhang von Hoffnung und Vergebung, von Hoffnungsspiritualität und einem neuen Mut zur Öffentlichkeit, wie ihn Norbert Lohfink beschrieben hat¹³. Für jeden dieser Ansatzpunkte ist aber charakteristisch, daß sie nicht in etwas Strukturellem oder Institutionellem wurzeln, sondern in einer anderen Weise, miteinander umzugehen, getragen von mehr Vertrauen zueinander, mehr Wohlwollen füreinander, mehr Mut füreinander. Und es geht nicht um neue Bereiche zusätzlich zu dem, was in der Gemeinde läuft, sondern um einen neuen, freieren, gelasseneren Umgang mit dem, was ohnehin die Mitte des Gemeindelebens ausmacht. Man könnte das Wort des griechischen Lyrikers Joannes Ritsos „Jeder Mensch hat einen Himmel über seiner Wunde und einen kleinen gesetzwidrigen Frühlingzetteln in seiner Tasche“ als Zuspruch an unsere Gemeinden

¹³ N. Lohfink, Der Geschmack der Hoffnung, Düsseldorf 1983, 63–79.

in Ephesus, in Wien, in Köln auslegen. Der „Frühlingzetteln in deiner Tasche“ ist das Neue Testament, die Frohe Botschaft davon, daß sich die Hoffnung Israels bereits erfüllt hat und in unserer Mitte verborgen durchsetzen will. Das ist mehr, als die Polizei erlaubt und der gesunde Menschenverstand für möglich hält. Aber bei Gott ist kein Ding unmöglich. „Der Gott, der sprach: Aus Finsternis werde Licht, hat in unseren Herzen ein Licht aufgehen lassen. So sind wir erleuchtet durch die Erkenntnis der Herrlichkeit Gottes auf dem Antlitz Christi“ (2 Kor 4, 3).

Reinhard Pfau

Zur Personal-Situation in der Diözese Rottenburg-Stuttgart

Die mit dem Priestermangel einerseits, der gezielten Förderung anderer hauptamtlicher Dienste und dem wachsenden Engagement vieler Christen in den Gemeinden andererseits gegebenen Probleme, Chancen und Ungereimtheiten werden hier am Beispiel einer Diözese vorgestellt. red

Es gibt in unserer Diözese Dekanate, in denen mittlerweile zwischen 25 und 50% der Pfarreien von Priestern geleitet werden, die aus dem Ausland stammen. Ist das die Antwort auf die Frage, wie bei uns die Gläubigen trotz Priestermangels mit den geistlichen Hilfen versorgt werden, auf die sie Anspruch haben? Wohl kaum.

Welche Antwort aber versucht die Diözese Rottenburg-Stuttgart zu geben, eine Diözese, die neben den üblichen Problemen auch noch einen überdurchschnittlichen Katholikenzuwachs seit dem 2. Weltkrieg (von 900.000 auf 2,1 Mill.) zu verkraften hatte¹, mit allen Begleiterscheinungen, die das hat (zahlreiche Kirchbauten und Neugründungen von Pfarreien, zahlenmäßige Vergrößerung vieler alter Pfarreien). Da auf der ande-

¹ Auf Bundesebene betrug der Zuwachs nur ca. 1/3; vgl. J. Höffner, Pastoral der Kirchenfremden, hrsg. v. Sekretariat der deutschen Bischofskonferenz, Bonn 1979, 8.